

# Jung gebliebene Geigerin wirkt befreit

**Zaubersee-Festival** Im einzigen Konzert mit sinfonischer Grossbesetzung bekräftigte das Luzerner Sinfonieorchester seine erstaunliche Eignung für die Musik von Schostakowitsch. Und Viktoria Mullova zeigte ein faszinierendes Luzern-Comeback.

**Fritz Schaub**  
kultur@luzernerzeitung.ch

Nicht Kammermusik steht am Samstagabend im Zaubersee-Kammermusikfestival auf dem Programm, wie es sein Charakter eigentlich verlangt. Aber sehr wohl eine Musik aus der Zeit um 1919. Und auch zwei russische Komponisten, die unter dem kommunistischen Regime litten, kamen zu Gehör.

Dass die Unterdrückung auch nach Stalins Tod weiterging, zeigt das Schicksal der Geigerin Viktoria Mullova. Etwas über 20 Jahre alt, floh die bei Moskau geborene Geigerin aus der Sowjetunion in den Westen und machte dort rasch auf sich aufmerksam. Schon 1986 trat sie erstmals an den Internationalen Musikfestwochen Luzern im alten Kunsthhaus auf, ein Jahr nachdem sie das Violinkonzert von Jean Sibelius mit dem Boston Symphony Orchestra unter dem damaligen Chefdirigenten Seiji Ozawa aufgenommen hatte – ein Highlight.

Zehn Jahre nach dem Luzerner Debüt von Anne-Sophie Mutter erscheint die schlanke Geigerin wie das Gegenbild der jungen «Mutter», die von Luzern aus ihre beispiellose Karriere startete und nicht zuletzt mit schulterfreien Auftritten für Furore

sorgte. Denn schlank und sportlich wirkt auch die 60-Jährige noch und mit aufgelöstem Haar und Décolleté sichtlich befreit. Doch etwas Herbes, Erdiges geht noch immer von ihrem Spiel aus.

Auf ihre Wiedergabe bezogen: Das Rhapsodische und auch das rein Virtuose wird eher zurückdrängt zu Gunsten einer auch in den grossen Aufschwüngen beherrschten Ausdrucksweise. Dabei dringt sie immer wieder in die überraschend vielen Piano- und Pianissimo-Bereiche vor. Hierin folgt ihr das Luzerner Sinfonieorchester nicht immer in gewünschter Masse. So ist etwa die leise Einleitung der beiden Klarinetten und der beiden Oboen im langsamen, verträumten Mittelsatz zu laut. Auch das Verlöschen am Satzende hat nicht ganz die Magie, die aus der Stille erwächst. Sehr eindrucksvoll bringt der Streicherkörper die dunklen, raunenden Klangfarben hervor, die dem Konzert so sehr die finnische Aura verleihen.

## Übergreller Prokofjew

Viel trägt zu dieser Aura die ungewöhnliche Orchesteraufstellung bei: die Bratschen rechts mit den Celli und den Kontrabässen, die ersten und zweiten Geigen



Die gebürtige Moskauerin Viktoria Mullova mit dem Luzerner Sinfonieorchester im KKL.  
Bild: Ingo Höhn/PO (25. Mai 2019)

links. Das ergibt eine starke Verankerung im Bassfundament. Dies auch in der Orchestersuite, die Sergei Prokofjew aus der 1919, kurz nach der Emigration in den USA entstandenen Oper «Die Liebe zu den drei Orangen» nach einer Märchendichtung von Carlo Gozzi zusammengestellt hat. Die sechs Sätze beschwören so etwas wie die Atmosphäre der «Ballets russes», die Prokofjews Landsmann Strawinsky zu seinen Ballettpartituren inspirier-

ten. Nur, dass hier die Farben noch greller, die Rhythmen noch kantiger und hektischer sind.

Der erfahrene Dirigent Oleg Caetani erreicht mit sparsamer Zeichengebung ein Maximum an Farbigkeit und aggressiver Strahlkraft und animiert die vor allem solistisch geforderten Blechbläser zu Höchstleistungen. Daneben gefallen insbesondere die aus feinerem Holz geschnitzten Sätze, der raffiniert läufig daher kommende Marsch

und der fast Ravel'sche Annut verbreitende Satz «Der Prinz und die Prinzessin» mit der vom Flötensolo angestimmten herrlichen Liebesmelodie.

## Anklagende Sinfonie

Nirgends wirkt sich die Orchesteraufstellung so ergiebig aus wie in der sechsten Sinfonie von Dmitri Schostakowitsch. Unheimlich, wie sich der Klagegesang des einleitenden Largos einprägt, als die Bratschen und Celli, von den Hornbläsern «von oben» ergänzt, im Forte gesättigt im Ausdruck den Trauermarsch anstimmen.

Das Luzerner Sinfonieorchester knüpft mit dieser Wiedergabe nahtlos an jene der fünften Sinfonie in den Abo-Konzerten von Mitte Mai an. Auch die sechste Sinfonie entstand unter dem Damoklesschwert der Sowjetdiktatur. Und doch scheint es, der Komponist habe sich hier weniger maskieren müssen. Im aggressiven Scherzo kommen das Können und die Spiellust der Bläser unter dem auswendig dirigierenden Caetani zu ausgelassener Wirkung. Und im Finale herrscht eine rossinische Heiterkeit, bevor die die martialischen Züge überhandnehmen, vom Dirigenten jedoch nicht entlarvend überbetont werden.

## Nachhaltiger Erfolg

Das Schlusskonzert des Zaubersee-Festivals gestern im Hotel Schweizerhof führte noch einmal vor, was den Erfolg dieser russischen Kammermusik ausmacht. Da spielten hochkarätige Solisten ein Programm wie aus einem Guss: Steven Isserlis verhalf dem «russischen Cello» in Sonaten von Prokofjew, Kabelewsky (eine von vielen typischen Zaubersee-Entdeckungen) und Schostakowitsch zu herber Expressivität und ironischem Spielwitz, den der Pianist Olli Mustonen mit virtuoser Pranke auf die Spitze trieb.

Für das zweite Erfolgsrezept, das Spiel nah am Publikum in kleinen Sälen, stand die begeisterte Konzertbesucherin, die in der Pause nach hinten wechselte, weil sie die Intensität in der ersten Reihe nicht mehr ertrag. Die Kehrsseite der kleinen Säle ist, dass wie dieses Jahr bereits 2600 Besucher «ein Erfolg» sind. Nachhaltig ist dieser Erfolg, weil die dicht verbobenen Programme viele Stammgäste auch aus dem Ausland anziehen und die Sponsoren stabil sind, wie Zaubersee-Initiant Numa Bischof sagt. Die nächste Ausgabe findet also sicher statt, und zwar vom 14. bis 17. Mai 2020. (mat)

# Eine Komödie wagt sich an ein heikles Thema

**Premiere** Mit «Der Selbstmörder» präsentiert die Stanser Theatergesellschaft ein gewagtes Stück. Doch die bereits zweite Produktion dieser Saison darf mehr Risiko beinhalten – auch finanziell. Der Spagat zwischen Komik und Nachdenklichkeit gelingt.

Eigentlich fehlt es uns an nichts. Wir haben zu essen und trinken, eine gute Infrastruktur, viel Luxus und noch mehr Möglichkeiten. Und doch kann das Leben eines Einzelnen rasch aus dem Gleichgewicht fallen. Etwa dann, wenn dieser arbeitslos wird.

So geschehen dem Protagonisten der bereits zweiten Produktion des Stanser Theaters in diesem Jahr. Semjon (gespielt von Urban Riechsteiner) ist arbeitslos und hadert mit dem Leben. Im Streit mit seiner Frau Maria (Michèle Durrer) rutscht ihm ein Satz über die Lippen, der für Unheil und abstruse Situationen sorgt. Während sich seine Frau und deren Mutter (Rosmarie Strahberger) sorgen, er könnte sich erschessen, und ihn von diesem finalen Schritt abhalten wollen, möchten andere ihren Nutzen aus seinem Tod ziehen und unterstützen ihn gar in diesem Vorhaben.

## Ein heikles Thema für Komik

Nur, eigentlich will sich Semjon gar nicht umbringen. Doch gewisse Versprechungen – etwa jene des Politikers Dominik (Bäri Müller), welcher wertvollen Beitrag er durch seinen Tod für die Gesellschaft leiste und dadurch Berühmtheit erlange – sind zu verlockend. Er, der arbeitslose Semjon, der plötzlich wieder gebraucht wird. Wenn es aber darum geht, sich tatsächlich den «goldenen Schuss» zu geben, wird es schwierig – und das Leben plötzlich wieder lebenswert.

In den ersten Minuten des Stücks – das Ehepaar Semjon und



Eigentlich will sich Semjon (Urban Riechsteiner, rechts) gar nicht das Leben nehmen.

Bild: Emanuel Wallimann/PO

Maria liegen noch im Bett und beginnen zu streiten – werden bereits die ersten Lacher aus dem Zuschauerbereich vernommen. Und es werden noch viele folgen. Denn «Der Selbstmörder» ist im Widerspruch zum Titel eine Komödie, die amüsiert und unterhält. Obwohl es am Anfang mit überspizt lustigen Einlagen

den Anschein erweckt, ist das Stück kein «Schenkellopfer». Es geht um die Werte unserer Zeit: Reichtum, Anerkennung, Macht und die Gier danach, verdeutlicht an komischen und sogleich absurden Situationen. Und darum, wie fragil das alles wirklich ist.

Das Stück schrieb 1928 Nikolai Erdman, ein in Moskau ge-

boresner Sohn baltendeutscher Eltern. Es wurde in der Sowjetunion zunächst verboten und erst 1982 uraufgeführt. Regisseurin Claudia Bühlmann hat das Stück der heutigen Zeit angepasst, mit dem Fokus auf das Schauspielersche und weniger auf die Ausstattung. Es ist eine besondere Herausforderung an die Akteure, vor

allem jene mit wenig Bühnenerfahrung. So gibt es lange und temporeiche Dialoge. Die Luzernerin, die international als Regisseurin tätig ist und an Universitäten und pädagogischen Hochschulen lehrt, verleiht den Figuren psychologische Tiefe. Bemängeln könnte man einzelne leisere Stimmen, deren Worte nicht

ganz deutlich bis in die hintersten Reihen zu vernehmen waren.

## Anspruchsvolles Zweitstück, das «nicht rentieren muss»

Nach der erfolgreichen Inszenierung des Musicals «Little Shop of Horrors» wagte sich die Theatergesellschaft mit «Der Selbstmörder» an eine zweite Produktion dieser Saison. Ein «gewaltiger Aufwand», wie Präsident Freddy Businger nach der Premiere am Samstag meinte. «Das liegt nur alle 10 bis 15 Jahre drin.» Hinter diesen Zweitproduktionen stehe die Idee, Stücke zu zeigen, die keine Kassenschlager, dafür aber in ihrer Umsetzung anspruchsvoll sind. Es gehe darum «Raum für intensives künstlerisches Schaffen und kulturelle Entwicklung zu geben».

Als Hauptproduktion würde ein solches Stück ein Loch in die Kasse reissen. Das Zweitstück aber, so Businger, «muss nicht rentieren». Und: «Wir wollen immer wieder anders sein. Sodass die Zuschauer gespannt sind, was als Nächstes kommt.» Am Schluss sei der Applaus Lohn für die vielen Stunden Arbeit, welche die rund 100 Mitwirkenden leisten. Und die Hoffnung, dass das Stück nicht nur unterhält, sondern auch berührt. Das ist gelungen.

**Irene Infinger**  
kultur@luzernerzeitung.ch

## Hinweis

«Der Selbstmörder» wird bis Mitte Juni noch siebenmal aufgeführt. Tickets gibt es via [www.theaterstans.ch](http://www.theaterstans.ch) oder unter 041 610 1336.